

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten See.

Roman von Robert Kohlrusch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Staatsanwalt begann sogleich die Erfüllung seiner amtlichen Pflicht, indem er sagte: „Gnädigste Baronin werden verzeihen, wenn ich nur mit kurzen Worten meine Teilnahme an dem traurigen und bisher unaufgeklärten Vorfall ausspreche, der mich hierher geführt hat. Möglichste Eile ist immer geboten, wenn sich's um Ergreifung eines Verbrechers handelt. Ich darf daher wohl bitten, mich sogleich in den Raum zu führen, wo die Sache sich abspielt hat.“

„Gewiß.“ Ohne Zögern ging die Baronin voran über den Korridor und öffnete mit einem Schlüssel, den sie bei sich führte, die Tür zu dem ehemaligen Arbeitszimmer des Toten.

Mit raschem, geübtem Blick überflog der Staatsanwalt nach allen Richtungen hin den Raum, um an der starren Gestalt auf dem Divan haften zu bleiben. „Hat man den Toten in dieser Stellung aufgefunden?“

„Nein, er lag in dem Sessel vor seinem Schreibtisch. Weil ich Hilfe zunächst noch für möglich hielt, ließ ich ihn dorthin tragen, um dem Körper eine bequemere Lage zu geben.“

Mißbilligend und ungeduldig bewegte der Staatsanwalt seinen hintenübergebogenen Kopf hin und her, wobei er, jedoch laut genug, um auch von der Baronin verstanden zu werden, vor sich hinhurmelte: „Daß in solchen Fällen auch immer wieder dieselben Dummheiten gemacht werden!“ Er fügte sodann lauter hinzu: „Nun, jedenfalls werden Sie und die anderen Zeugen mit Genauigkeit angeben können, in welcher Lage man den Körper gefunden hat.“

„Gewiß.“ Mit einem Ausdruck von kaltem Stolz blickte die Baronin auf das Gesicht hinab, das auch zu ihr beim Sprechen emporschauen mußte.

Herr von Sieglitz besichtigte nun sehr sorgfältig in Gemeinschaft mit dem Arzte die Spuren des Verbrechens am Halse des Toten, die verzerrten Züge des Gesichts, auf dessen stummen Lippen auch jetzt noch ein vergeblicher Hilferuf zu schweben schien, den Anzug des Ermordeten, dessen Taschen fast völlig ausgeleert waren. Er ließ, während Referendar Widtind sich die nötigen Bemerkungen für Aufnahme des Protokolls notierte, alle fehlenden Gegenstände, soweit sie bekannt waren, vorläufig aufzählen und sagte dann: „Herr Kreisphysikus, ich möchte Sie nun bitten, die Sektion so rasch als möglich vorzunehmen.“

„Die Sektion?“ Es war die Baronin, die mit einem Tone des Abscheus oder des Erschreckens die Frage tat.

Erstaunt sah der Staatsanwalt sie an. „Allerdings. Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?“

„Ach — es ist mir zuwider. Und er, — ich weiß, daß

er den Wunsch hatte, nach seinem Tode nicht sezziert zu werden.“

„Ich bedauere, unter diesen Umständen auf den Wunsch des Verstorbenen keine Rücksicht nehmen zu können. Ich handle nach strengster Vorschrift. Ist ein Raum in der Nähe, in dem die Sektion vorgenommen werden kann?“

Mit auf die Unterlippe gebissenen Zähnen stand ihm die Baronin schweigend gegenüber. Sie schien entschlossen, ihm keine Antwort zu geben. An ihrer Stelle nahm der Arzt in beschwichtigendem Tone das Wort: „Ich möchte für diese leider unvermeidliche Vornahme das nebenan gelegene Schlafzimmer des Barons vorschlagen. Ich kenne den Raum als geeignet. Und Sie, liebe Baronin, darf ich wohl bitten, ein paar Männer von Ihrem Dienstpersonal zur Hilfeleistung zu bestimmen.“

Es war, als wenn ihre hart gewordenen Züge auftauten unter seinen freundlichen Worten. Sie bewegte den Kopf nach ihm und sagte: „Wenn Sie es für nötig halten und wünschen, gewiß.“ Damit ging sie selbst nach der Tür und rief durch den Ton der elektrischen Glocke den Diener herbei, der kurz darauf in Begleitung des Kutschers wieder hereintam. Sie schoben den Divan, der auf Rollen lief, durch die weitgeöffnete Tür in das Nebenzimmer. Ein dumpfes Geräusch, ein Wiederschließen der Türen, und verschwunden war das Opfer des Todes aus dem Zimmer, das es mit seinem Schreden erfüllt hatte. Zu dem Kreisphysikus, der dem Diener folgte, sagte der Staatsanwalt noch: „Mit dem Herrn Referendar komme ich nachher hinüber, um das Ergebnis der Sektion zu hören und das Protokoll darüber aufzunehmen. Vorläufig haben wir hier noch zu tun.“ Und er fügte, sich an den Referendar Widtind wendend, hinzu: „Sehen Sie sich dorthin, Herr Kollege, um zunächst hier zu protokollieren. Nein, nicht an den Schreibtisch; er muß unberührt bleiben. Aber am Fenster steht noch ein Tisch. Das Tintenfaß können Sie dort hinübernehmen.“ „Auch Sie bitte ich, sich zu sehen, Frau Baronin.“

„Ich sehe lieber.“

Ein kurzer, halb erstaunter, halb mißtrauischer Blick des Staatsanwalts war die Antwort auf ihre Worte. Dann schob er stumm einen Sessel für sich zurecht, in dem er sich niederließ.

„Ich schreite nun zu der eigentlichen Zeugenvernehmung. Sie, Frau Baronin, werde ich zunächst unbeeidigt vernehmen, doch muß ich Sie darauf hinweisen, daß Ihre nachträgliche Beeidigung jederzeit beschlossen werden kann.“

Sie beugte den Kopf nur ein wenig zum Zeichen des Verständnisses, und nun begann die vorgeschriebene Feststellung der Personalien. Auf die Frage nach ihrem Mädchennamen antwortete die Baronin, daß er Holstedt gelautet habe.

„von Holstedt?“

„Nein, — bürgerlich, Karoline Mathilde Holstedt.“

Die Fragen nach Eltern und Geburtsort folgten —

Die Baronin war in Danzig geboren worden — und nun fragte Herr v. Sieglitz: „Haben Sie bis zur Ihrer Verheiratung immer in Danzig gelebt?“

„O nein. Von dort bin ich schon mit achtzehn Jahren fortgegangen. Ich war in Posen, Dresden, Berlin, Wien, Budapest —“

„In so vielen, verschiedenen Orten? Wie erklärt sich das?“

„Ich war Künstlerin.“

„Künstlerin?“

„Ja, Sängerin.“

„Konzertsängerin jedenfalls?“

„Nein, beim Theater.“

„Ah!“ Die helle Stimme des Staatsanwalts wurde vor Ueberraschung noch heller und schärfer, und von diesem Augenblick an veränderte sich fast unmerklich der Ton seiner Fragen. Er wurde ein klein wenig herablassender und ein klein wenig vertraulicher. Dem feinen Ohr der Baronin aber entging diese Veränderung nicht, und sie stellte ihr eine wachsende Kälte gegenüber.

Das fortschreitende Verhör bezog sich auf den Zustand, in dem Körper und Zimmer des Toten gefunden worden waren, doch wußte die Baronin ihren früheren Angaben etwas Neues in dieser Hinsicht nicht hinzuzufügen. Die nachweislich fehlenden Gegenstände wurden im Protokoll verzeichnet, die durch den umgeworfenen Stuhl, die verschobene Decke unter dem Schreibtisch, die auf dessen Platte liegenden Briefe bezeugte Unordnung im Zimmer genau vermerkt.

Um diese Papiere zu betrachten, hatte der Staatsanwalt sich erhoben und war an den Schreibtisch herangetreten.

„Hat der Verstorbene diese Briefe selbst noch hierhergelegt?“

„Nein. Er war drei Tage verreist, und sie sind in seiner Abwesenheit eingelaufen.“

„Sie sind, wie ich sehe, zum Teil noch verschlossen, zum Teil erbrochen. Wie erklärt sich das?“

„Die unerbrochenen sind Geschäftsbriefe, die an meinen Mann adressiert waren und bis zu seiner Heimkehr liegen zu bleiben pflegten. Die beiden offenen waren an mich gerichtet, und ich hatte sie nur meinem Manne zur Einsicht hierhergelegt.“

„Sie selbst persönlich?“

„Ja, gestern Abend.“

„Um welche Zeit?“

„Um neun Uhr ungefähr.“

„Damals also war der Baron sicher noch nicht zurückgekehrt?“

„Nein, sicher nicht.“

„Sie waren bei Licht hier im Zimmer?“

„Ich habe das elektrische Licht angedreht, es war tageshell.“

„Waren die Fenster verschlossen?“

„Nein, die Tür zum Park und beide Fenster waren offen, — der Abend war ja sehr warm. Ich habe sie dann selbst geschlossen und überall die Läden vorgelegt, weil ein Gewitter am Himmel stand. Auch die Tür zum Korridor habe ich abgeschlossen. Mein Mann hatte, wenn er unvermutet heimkam, zu beiden Türen den Schlüssel.“

„Sonst niemand?“

„Außer mir niemand. Es ist ganz unmöglich, daß nach meinem Hiersein und vor meines Mannes Ankunft irgendwer noch dieses Zimmer betreten hat.“

„Aber der Mörder könnte sich vorher durch die offene Tür vom Park her eingeschlichen und irgendwo versteckt haben. Waren Sie nebenan im Schlafzimmer?“

„Nein, das nicht.“

Er schwieg nachsinnend einen Augenblick; die Briefe auf dem Tisch fesselten aufs neue seine Aufmerksamkeit.

„Sie sagen, daß diese Papiere hier anders liegen als gestern.“

„Ja, zweifellos. Mein Mann war von großer Ordnungsliebe. Ich selbst bin es von Haus aus nicht in gleicher Weise, habe mich aber nach ihm gewöhnt. Ich hatte darum auch diese Papiere wohlgeordnet hier auf die rechte Seite des Tisches gelegt und sie mit dem goldenen Falzbein beschriftet, das ja zu den fehlenden Gegenständen gehört.“

„Aber es wäre doch möglich, daß Ihr Herr Gemahl selbst beim Nachhausekommen die Briefe durchgesehen hätte.“

Sie hob die Schultern an und verzögerte die Antwort einen

Augenblick um dann zu sagen: „In diesem Falle wären doch auch wohl die Geschäftsbriefe an ihn selbst erbrochen.“

„Das ist richtig.“

Mit vorichtigen Fingern, um ihre Lage so wenig als möglich zu ändern, blätterte der Staatsanwalt in den Papieren. „Unter den offen daliegenden Sachen hier ist auch ein Plan, eine Zeichnung. Was bedeutet sie?“

„Dieser Plan befand sich bei dem einen der an mich gerichteten Briefe. Wir hatten hier vor zwei Monaten einen heftigen Sturm, der außer vielen Bäumen bei uns und auf dem Nachbargute Lünzin auch einen Pavillon hinten im Park zerstörte. Mein Wunsch war es, ihn wiederhergestellt zu sehen; ich beauftragte daher gleich damals einen Architekten in Berlin, mir eine Zeichnung für einen neuen Pavillon zu liefern. Die Sache hat sich hinausgezögert. Wenn die Ausführung des Planes nun für mich auch keinen Zweck mehr hatte, so wollte ich meinen Mann doch von dem Eingang der Zeichnung in Kenntnis setzen.“

„Keinen Zweck — wieso?“

Sie tat einen tiefen Atemzug, bevor sie sprach, sonst aber veränderte sich nichts an ihrer Haltung. „Weil wir die Absicht hatten, uns voneinander scheiden zu lassen.“

Referendar Widukind warf einen bewundernden Blick zu der Frau hinüber, die so ruhig und stolz von solchen Dingen sprach; er hätte gern als Anmerkung ins Protokoll geschrieben: „Ein königliches Weib!“ Der Staatsanwalt aber ließ ein zweites „Ah“ der Ueberraschung hören, so hell und grell, daß es beinahe wie ein Krächzen klang.

„Sie standen vor der Scheidung? Das war mir unbekannt.“

„Wir hatten auch bisher nur persönlich und mit unseren beiderseitigen Rechtsbeiständen darüber verhandelt. Einer der beiden Briefe, die dort geöffnet liegen, bezieht sich darauf.“

Nachdenklich zerrte der Staatsanwalt an dem ihm geliebten Reste seines zur Hälfte abgeschlagenen rechten Ohres.

„Garchim ist Majorat, soviel ich weiß?“

„Ja, Majorat.“

„Sind Kinder aus Ihrer Ehe vorhanden?“

„Nein.“

„Wissen Sie, ob ein Testament Ihres verstorbenen Gemahls vorhanden ist?“

„Was hat diese Frage mit meines Mannes Tode zu tun?“

„Ich muß bitten, es mir zu überlassen, welche Fragen ich für nötig halte.“

„Fragen Sie.“

„Ich warte noch auf eine Antwort.“

„Es ist ein Testament meines Mannes vorhanden; vor drei Jahren, bald nach unserer Verheiratung ist es aufgesetzt worden. Das Majorat fällt selbstverständlich an den nächsten männlichen Verwandten meines Mannes, einen Vetter von ihm, der jetzt in der Nähe von Breslau sein Gut hat. Mir ist eine sehr ansehnliche Jahresrente ausgesetzt, außerdem die Berechtigung zugesprochen worden, ein halbes Jahr nach dem etwaigen Tode meines Mannes noch hier auf Garchim wohnen zu bleiben.“

„So, — und Baron Bassow hat jetzt, wo Sie doch vor der Scheidung standen, nicht etwa die Absicht gehabt, ein anderes Testament zu machen?“

Sie preßte die Lippen fest aufeinander, und ein dunkles, zorniges Blitzen kam aus ihren Augen. Aber sie beherrschte die Stimme auch jetzt. „So viel ich weiß, hat er das beabsichtigt; er hat Äußerungen darüber getan. Aber zur Ausführung ist sein Plan bisher wohl kaum gekommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Rückblicke auf das Weltkriegsjahr 1915.

XII.

Allgemeine Weltlage, Verhalten und Stimmungen der Neutralen, innere Vorgänge in den kriegsführenden Ländern.

1. Stand am Jahresbeginn.

Rückschauend kann man unumwunden zugeben, daß zur Zeit der vorigen Jahreswende die allgemeine Weltlage gegenüber dem Zustande bei Kriegsbeginn für uns nicht günstiger geworden war. Es war uns noch nicht gelungen, die Flut von Vereisungen, mit welcher unsere Gegner die ganze Welt überschwemmt hatten, wesentlich einzudämmen. Auch die Kriegslage war noch

ungeklärt. Unseren unbestreitbaren Erfolgen im Westen gegenüber stand die Bedrängnis unseres treuen österreichischen Bundesgenossen. Der Wert unserer neuen Bundesgenossenschaft in der Türkei war noch durchaus nicht in vollem Umfange erkennbar geworden. Andererseits konnten unsere Feinde damals noch hoffen, von Japan weit wirksamere Hilfe zu erhalten, als sie ihnen zuteil geworden ist. Die Wahrscheinlichkeit, daß Italien auf ihre Seite treten werde, war schon recht groß. Bei den Neutralen war die Hinneigung des griechischen und rumänischen Volkes zu den Entente-Mächten unverkennbar (dank deren Lügen- und Bestechungssystem), und es mußte fraglich erscheinen, ob die weiterlebenden Regierungen dieser Länder stark genug sein würden, gegenüber dem Treiben der aufgeheizten Leidenschaften im eigenen Lande den Standpunkt der Vernunft aufrecht zu erhalten. Ueberwiegend waren die Sympathien unter denjenigen Staaten, welche eine an sich durchaus korrekte Neutralität beobachteten, für uns wohl nur in der Schweiz und in Schweden. Aber auch da sogar kam das Geschrei der welsch-schweizerischen Presse und die Rücksichtnahme Schwedens auf die russische Nachbarschaft wesentlich in Betracht.

Die Stimmung bei unseren Feinden war im allgemeinen wirklich zuversichtlich. England war unserer Auslandsflotte, unbeschadet des unvergänglichen Ruhmes, den diese sich erworben hatten, Herr geworden, und den U-Booten gegenüber konnte man das wenigstens noch hoffen. Rußland pochte auf die Eroberung fast ganz Galiziens und konnte immer noch hoffen, durch den Druck ungeheurer Massen die Ueberlegenheit der deutschen Heeresleitung einigermaßen auszugleichen. Bei den sanguinischen Franzosen war das lähmende Entsetzen, welches Regierung und Volk in den ersten Septembertagen ergriffen hatte, als unsere Reiterei in dem Vorgebirge von Paris umherschweifte, schnell gewichen, als unser Vormarsch auf Paris unterblieb und sogar eine strategische Rückwärtsbewegung um einige Duzend Kilometer durchgeführt wurde. Als dann sogar Anfang Dezember die nach Bordeaux gestrichelte Regierung wieder nach Paris zurückkehrte, schlug die vorher fast verzweifelte Stimmung, dem Volkscharakter entsprechend, schnell in ihr Gegenteil um.

Sogar die Phrase von der „Aushungerung Deutschlands“ fand noch immer Gläubige.

2. Vorgänge im Jahre 1915.

Glänzend im Vergleich hierzu ist unsere Lage ein Jahr später. Den schlauen Japanern ist es garricht eingefallen, ihre Haltung durch andere als ihre eigenen Interessen bestimmen zu lassen. Der verräterische Uebertritt Italiens in die Reihe unserer Feinde hat diesen keinen Nutzen gebracht. Sinegen ist unser Bündnis mit der Türkei zum Angelpunkt des ganzen Krieges geworden. Nur dadurch wurde ein weiteres Bündnis mit Bulgarien möglich. Und beides gab uns die Möglichkeit, England auf dem Landwege zu bedrohen, in einer Weise zu bedrohen, daß man sich dort keinerlei Mühe mehr gibt, die Größe der Gefahr vor dem eigenen Volke zu verbergen. Die Fälle der Macht, die wir aber damit erlangten, gab uns volle Sicherheit gegenüber den beiden noch neutral gebliebenen Balkanstaaten. Der erzwungene Rücktritt des Kriegsherrn Benizelos, die Entschlossenheit, mit welcher der griechische König die unbotmäßige Kammer auflöste, die Entwaflnung russischer Kriegsschiffe im rumänischen Donauhafen Kruja, die mit immer größerer Sicherheit auftretenden Gerüchte betreffs diplomatischer Uebereinkünfte zwischen Bulgarien einerseits und Griechenland sowie Rumänien andererseits sprechen eine nicht mehr mißzuverstehende Sprache.

Die innere Lage in den mit uns kriegsführenden vier europäischen Großmächten ist trotz aller Uebungsversuche auf das schwerste erschüttert. In dem ganzen Verhalten Italiens kommt die Reue über das Geschehene in deutlichster Form zum Ausdruck. Seine Unentschlossenheit im allgemeinen, und in der Dardanellenangelegenheit im besonderen ist nicht anders zu erklären.

In England gab schon die Umformung des Ministeriums (25. Mai) zu denken. Die Ereignisse im Spätherbst aber, der Rücktritt Cursons und Churchills, sowie die Entsendung Kitcheners nach dem Orient (gleichviel ob Aegypten oder Indien) sind nicht mehr umdeutbar. Dabei kann es völlig unerörtert bleiben, ob hierzu in höherem Grade innere Krisen oder die Furcht vor den kommenden Ereignissen im nahen Orient mitgewirkt haben. Auch in Indien geht unbedingt allerlei vor, was zwar nicht offiziell und in vollem Umfange bekannt wurde, zweifellos aber den leitenden Männern in England schwerste Sorge verursacht.

Erst recht gibt in Frankreich die Ministerkrise zu denken; ohne schwerwiegende Gründe hat man den bösen Geist Frankreichs, Delcassé, sicher nicht kaltgestellt, wobei man freilich bedenken muß, daß dieser Mann seiner Verantwortung für die Zukunft entlastet wurde. Und trotzdem genügte das noch nicht einmal; auch der Ministerpräsident mußte weichen.

In Rußland zeigte die Absetzung des Oberkommandierenden, des Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch, den Grad der inneren Zerfetzung deutlich genug; danach mußte acht Tage später (am 15. September) auch noch die Reichsbuma vertagt werden, um nicht die Klagen des russischen Volkes vor aller Welt laut werden zu lassen. Trotzdem aber wäre es vielleicht noch ganz anders gekommen, wenn nicht gerade in diesem kritischen Augenblicke der Druck unserer Flotte — anderwertiger und wichtigerer Unternehmungen

halber — Rußland gegenüber etwas nachgelassen hätte. Ohnehin konnten ernste Unruhen in Moskau nur durch Verhängung des Belagerungszustandes unterdrückt werden.

Wie so ganz anders ist demgegenüber unsere innere Lage. Mehr wie 25 Milliarden Mark hat das deutsche Volk gerne und freudig, ja mit Begeisterung seiner Regierung zur Verfügung gestellt, während unsere Feinde die ganze Welt anborgern mußten. Unsere Kriegsbedürfnisse konnten wir bis zur letzten Gewehrpatrone selbst herstellen, ohne, wie unsere Feinde, dem Auslande tributpflichtig zu werden. Der einzige dunkle Punkt in unsern inneren Verhältnissen, die Preissteigerung im allgemeinen und für Nahrungsmittel im besonderen, hellte sich sofort auf, als die Regierung mit starker Hand eingriff (Mitte und Ende Oktober). Fast zur gleichen Zeit erfolgte der Durchbruch durch Serbien, der uns reiche Hilfsmittel aus dem Osten zuführte. Damit war die von vornherein verlogene Phrase von der Aushungerung Deutschlands zur reinen Lächerlichkeit geworden.

Die Gesamtheit unserer Feinde aber bot gerade in dieser entscheidenden Zeit ein Bild vollendeter Hilflosigkeit. Nicht einmal ein Versuch konnte gewagt werden, diese Entwicklung zu stören. Der ganze Jammer einer Koalition mit weit auseinanderstrebenden Interessen trat klar zutage.

Gewiß, groß und schwer sind die Opfer an Gut und namentlich an Blut, die wir bringen mußten; aber groß und herrlich ist auch, was wir erreicht haben. Unser und fast auch unserer Verbündeten Boden ist vom Feinde frei, während wir selbst Landstriche beinahe in der Größe des Deutschen Reiches vom Feinde besetzt halten. Deren Verluste an Menschen sind aber selbst dann noch mehrfach so groß wie die unsrigen, wenn wir die Scharen der gefallenen Ganz- oder Halbwilden, die uns entgegengesetzt wurden, abrechnen. Kitcheners Millionenheere sind fabel geblieben; Rußlands angeblich unerschöpflicher Menschenreichtum hat sich sehr wohl als erschöpfbar, in noch höherem Grade aber als nur teilweise verwendbar erwiesen. Die Folgen der furchtbaren Blutopfer des ohnehin so menschenarmen Frankreichs werden sich erst nach dem Kriege übersehen lassen. Das Zahlenverhältnis der verfügbaren Streitkräfte ist für uns ganz ungleich günstiger geworden, als es zu Anfang des Krieges war.

Erst recht günstiger geworden aber ist für uns die gesamte Lage durch die den Feinden abgenommenen Unterpfeiler, durch unsere technische und artilleristische Ueberlegenheit, unsere geschlossene Einheit, der eine ebenso große Zerfahrenheit im Lager der Feinde gegenübersteht, und nicht zum mindesten auch durch unsere moralischen Eroberungen. Diese Erkenntnis zeichnet uns deutlich unsere Pflicht vor: Durchhalten!

Fast in jedem großen und lange dauernden Kriege tritt ein Zeitpunkt ein, wo auch dem Sieger durch die unermesslichen Opfer der klaren Bild für die Höhe des Erreichten getrübt wird. Ein berühmtes Beispiel hierfür bietet ein Vorgang aus dem Freiheitskriege. Am 9. November 1813 — also 3 Wochen nach der Schlacht bei Leipzig — boten die in Frankfurt a. M. versammelten verbündeten Monarchen Napoleon den Frieden zu folgenden Bedingungen an: „Frankreich beschränkt sich auf seine natürlichen Grenzen, den Rhein (!), die Alpen und die Pyrenäen; in Holland kann weiterhin ein Napoleonide auf dem Throne bleiben.“ Was wäre wohl geschehen, wenn Napoleon dies wunderbare Angebot angenommen hätte? Sehr wahrscheinlich hätte dieser bald darauf abermals Krieg angefangen und Deutschland erneut zu großen Blutopfern gezwungen, sowie ihm den größten Teil seines Siegespreises entwunden. So aber bedurfte es nur mehr der verhältnismäßig unbedeutenden Anstrengungen des Jahres 1814, um einen wenigstens erträglichen Frieden zu erkämpfen.

Zwar ist es im allgemeinen nur sehr selten ratsam, Vergleiche zwischen geschichtlichen Vorgängen verschiedener Zeiträume anzustellen; in diesem Falle erscheint ein solcher aber doch durchaus möglich und lehrreich, und dann kann die Lehre uns nur erneut auf die Pflicht hinweisen: Durchhalten!

Vermischtes.

* Erweichung verhärteter Narben. Wie der Krieg auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft zu erfreulichen Erfindungen angepörrt hat, so hat auch die Erweichung großer, verhärteter, bindegewebiger Narben bedeutende Fortschritte gemacht und neuerdings zur Ausarbeitung von zwei Verfahren geführt, über die der bei Otto Spamer in Leipzig erscheinende „Prometheus“ berichtet. Das erste Verfahren ist vorwiegend technischer Natur und besteht in der Hexanzziehung der Elektrizität in Form gedämpfter Hochfrequenzströme zur Erzielung eines starken lokalen Blutandranges. Die Narbenflächen werden mit der Pinselelektrode behandelt, dabei kommen nur Spannungsströme zur Anwendung und zwar lediglich die feinsten Büschelentladungen, die der Pinselelektrode entströmen. Funken werden nach Möglichkeit vermieden, da sie schmerzhaft sind und außerdem die Haut reizen. Das Verfahren wirkt so schonend, daß nur ausnahmsweise eine Hautrötung auftritt. Was die Behandlungsdauer anbetrifft, so wechselt sie nach der Größe der zu erweichenden Narbe. Sehr hartnäckige Narbenwucherungen verschwanden z. B. erst nach 40 Sitzungen von je 5 bis 10 Minuten Dauer. Schlägt das Verfahren an, so äußern sich die günstigen Einflüsse bereits nach einigen Tagen. Unangenehm ist bei der Behandlung nur die starke Oxidentwicklung, die man

a auch beim Röntgenverfahren hat und die vielleicht die Heilung noch offener Wunden ungünstig zu beeinflussen vermag. Dr. Ferd. Beder in Frankfurt a. M., der das Verfahren zuerst anwendete, behandelte bisher 33 Verwundete damit; bei zwei Leuten blieb der Erfolg aus, vier mußten vor Abschluß der Behandlung entlassen werden. In allen übrigen Fällen trat aber die gewünschte Gewebeerweiterung ein und beschleunigte sich, wo Massage und Übungen nachhelfen. Das zweite, von dem Berliner Privatdozenten Dr. J. Kränkel beschriebene Verfahren besteht in der Einprägung eines chemischen Mittels, nämlich von 5 bis 30 cem einer zweiprozentigen Cholinchloridlösung in die Nachbarschaft des zu erweichenden Gewebes. Wie Tierversuche bewiesen, hat das Cholinchlorid eine so hochgradige gefäßerweiternde Eigenschaft, daß dadurch eine geradzugentzündungsartige Blutzufuhr zu dem Narbengewebe angeregt wird. Diese Blutzufuhr, die durch Heißluftduschen noch verstärkt wird, bewirkt nun durch die auflösende Kraft des Blutes eine Erweichung des harten geschrumpften Gewebes. Auch dieses Verfahren wird nach Möglichkeit durch Massage und Übungen unterstützt, besonders aber, wenn es sich z. B. um Behebung von Gelenkversteifungen handelt, durch abwechselnde Bewegung und Streckverbände. Das Verfahren ist schmerzlos und ungefährlich, Nebenerscheinungen wurden außer mäßigem, schnell vorübergehendem Schwindelgefühl bei einigen Personen nicht beobachtet. Die Erfolge der Behandlung mit Cholinchlorid sind ausgezeichnet, allein 204 Handversteifungen wurden damit behandelt und günstig beeinflusst. Leider ist das Verfahren vorläufig noch recht kostspielig, und so dürfte sich seine Anwendung erst dann empfehlen, wenn jede andere Behandlung versagt hat.

Büchertisch.

— **Gustav Bannmüller:** Ludwig Wilhelm Luchs, Parrer und Chronist von Wolfstehlen, ein Freund Friedrich Hebbels. Pessimische Volksbücher. Herausgegeben von Wilhelm Diehl. Band 24. Friedberg 1915. 96 S. Broch. 60, geb. 90 Mq. — Der vorliegende Band der Volksbücher führt uns ganz abseits von den großen Tagesereignissen in die Stille des Dorfes Wolfstehlen bei Groß-Gerau und schildert in den beiden Trägern des dortigen Parrams von 1795—1881 zwei originale Persönlichkeiten. Der jüngere von beiden, Ludwig Wilhelm Luchs, Parrer von 1844—81, ein gemüthvoller, warmherziger Mensch, lernt zufällig Friedrich Hebbel kennen und veranlaßt durch seine Versuche, auf diesen religiös einzuwirken, interessante Briefe des Dichters, die tiefe Blicke in dessen Weltanschauungen tun lassen. Der ältere, Johann Karl Gottlieb Lutz, Parrer 1795—1842, ist für Dessen noch wichtiger als Begründer der ersten heilsichen Industrieschule. Seine Ansichten über den Plan und Betrieb solcher Schulen sind sehr geistig und praktisch und verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden. Auch heute noch können sie Anregungen geben. So müssen wir dem Verfasser für seine Mühe Dank wissen und wünschen dem Heftchen viele Leser.

— **Deutscher Wille (Kunstwart).** Zweites Dezemberheft. (Kriegsausgabe zum ermäßigten Preis. Vierteljährlich 3 M. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) Das Weihnachtshft des „Kunstwart“ beschäftigt sich den Themen und der Stimmung nach vorwiegend mit den Kindern. Der Leitartikel „Kinder“ behandelt die Frage der Bevölkerungspotentialität: Wie ist es möglich, die Kinderzahl unseres Volkes zu erhöhen? Alle Neuzugänge von der Art der Mutterschaft-prämien werden abgelehnt. Es gilt vielmehr, den Familien Lebensraum zu schaffen, dann werden auch Kinder da sein. Daher Wohnungs- und Bodenreform, soziale Lohnpolitik usw. Von dem verstorbenen Jugendrichter J. F. Landsberg enthält das Heft einen tief erachtenden Aufsatz über Frühförmigkeit. Landsberg schildert an Beispielen den erzieherischen Wert der Kunstförmigkeit in der Frühförmigkeit. Sehr wichtig ist ein Aufsatz des Reichsratsabgeordneten Franz Kessler „Wir Deutsch-Österreicher“, gerichtet an die Reichsdeutschen. Er will ein gesünderes inneres Verhältnis der Deutschen haben und drüben herstellen, als es bisher bestand. W. Schumann bringt eine Besprechung von Naumanns „Mitteleuropa“. Wilhelm Michel greift in dem Aufsatz „Eine Hauptgefahr für unser Kunstgewerbe“ einen wunden Punkt des deutschen Kunstgewerbes an: das neuerdings immer mehr zunehmende Distorsionieren, den um sich greifenden antiquarischen Geist. Dem Heft vorgesetzt ist die Wiedergabe eines Farbenholzschnittes von Karl Thiemann, Holzgartenstraße in Zachen“. Ferner enthält das Heft einen Holzschnitt von Dorothea Wilde „Die Glocke“ und Wiedergaben von Holzschnitten aus einem alten Kinderbuch. Die umfangreiche Notenbeilage bringt: Reifiger, Es ist ein Kol' entsprungen; Mozart, Ave verum corpus; Stephan, Pesthae Saat; Hans Hamm, Attacke.

— Die Zeitschrift der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Dingen „Der Burgwart“ beschließt das Jahr 1915 mit einer bedeutamen und durch köstliches Bildermaterial wertvollen Nummer. In dem Aufsatz „Daniel Speckle, ein deutscher Meister des Wehrbaues, und seine Höchstpreise im 16. Jahrhundert“ von dem St. die- und Burgbauern Bodo Ehardt wird das Wirken und Schaffen eines echt deutschen Baukünstlers dargestellt. In dem Aufsatz „Verlinder der Schönheit deutscher Lande“ in den Zeichnungen des Meisters Otto Ubbelohde

werden deutsche Naturschönheiten und Baudenkmale unseres Vaterlandes, aus dessen Werken „Alt-Marburg“ und „Burggen und Städte an der Lahn“ vorgeführt.

— **Vulgarten, was es ist und was es wird.** Ein vom Königl. Bulgarischen Konsulat zu Berlin herausgegebenes handliches Büchlein, welches dazu bestimmt ist, das deutsche Publikum mit Bulgarien näher bekannt zu machen. (Preis 20 Mq.) Die besten Kenner des Landes sind in der Schrift mit Beiträgen aus ihrer Feder vertreten. Auch der bulgarische Ministerpräsident Dr. Nadschafoff, der bulgarische Finanzminister Konschew und der bulgarische Gesandte in Berlin, Mazon, erscheinen unter den Mitarbeitern, von denen außerdem Professor Enden, Jena, Professor Kohler, Berlin, Professor Beck, Professor Kahner, Professor Strauß, Professor Doetsch, Geheimrat v. Kleschmann (der Erzieher des Königs), Herr v. Nach, der langjährige Balfanvertreter der „Königlichen Zeitung“, ferner G. v. Hesse-Wartegg genannt sein. — Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, der gegenwärtig auf dem Balfan weilt, hat der Schrift ein Geleitwort mit auf den Weg gegeben, und der Präsident des Deutschen Reichstages, Erzherzog Dr. Kaempff, sowie der Präsident der Berliner Handelskammer, Herrenhausmitglied Herr Franz v. Neuhaussohn und Seehandlungspräsident a. D. Freiherr v. Hellwig, Mitglied des Abgeordnetenhauses, begleiten das Erscheinen der Schrift mit herzlichen Worten. Der Ertrag ist für wohltätige Zwecke bestimmt. Zu haben ist das Büchlein in allen Buchhandlungen.

— Die Nachrichten aus dem Orient lassen sich auf keiner Karte besser verfolgen als auf der *Kriegskarte „Der Orient“* aus dem Verlage von Bellagen & Masfing in Wiesfeld und Leipzig. Sie vereinigt auf 11 Karten reichsten Inhalt, prächtvolle Ausführung, größte Zuverlässigkeit, große Maßstäbe, ein vollständiges Namensverzeichnis zu dem billigen Preise von nur 1,50 M.

— **Dr. Hugo Rehner, Die Kunst des Greco.** Broch. 6 Mark, gebunden 8 Mark, numerierte Liebhaber-Ausgabe 30 Mark. Hugo Schmidt, Verlag, München. Am 7. April rüft sich Spanien zum feierlichen Gedenken des dreihundertsten Todestages eines seiner größten Söhne, eines der größten Maler aller Zeiten, el Greco. Es ist viel über den Meister diskutiert worden, aber was den Wesenskern seiner Kunst ausmacht, wurde bisher noch nie so feinsinnig und tiefgehend dargelegt wie in dem Werke des bekannten Münchener Kunsthistorikers. Was diesem Buche volle Anerkennung erwerben wird, ist der Umstand, daß sein Verfasser, der durch Wort und Schrift das Verständnis für Greco durch sein bestimmtes und unerbittliches Aufstreben wesentlich befördert hat, sich von der üblichen Methode der Bildbeschreibung und Aufzählung äußerer Stilmomente frei macht, daß er dagegen die gesamten psychologischen und ästhetischen Fragen zu lösen versucht. Auf eine rein genossische Erklärung also kam es ihm nicht an, vielmehr hat den Verfasser der Greco interessiert, der sich selbst findet und anfängt, sein Werk nach eigenen Gesetzen aufzubauen, der Greco, der dem bloß Materielle seine Existenz nimmt und es durch seine Seele, durch das Licht der Unwirklichkeit und die Wunder seiner Palette verkärt. Greco wird als Renegat aufgefaßt, dessen Weltanschauung zwar in mittelalterlichem Boden wurzelt, der aber rücksichtslos vorwärts stürmt, wo immer sich ihm neue Probleme der Kunst aufdrängen. Der Verfasser gliedert seinen Stoff so, daß er nach einer kurzen Darstellung der Lebensgeschichte sofort die Hauptwerke der toledanischen Frühzeit analysiert, um den Leser auf die Probleme des neuen Stiles, auf die Probleme von Licht und Farbe vorzubereiten, damit er um so deutlicher in den Spätwerken Greco's die moderne Tendenz erkennt. Das Buch zeichnet sich durch Selbstständigkeit der Auffassung aus und wird ohne Zweifel bewirken, daß die Kunst des Tosedamers, die man bisher doch mehr äußerlich interpretierte, in ihrem wahren Sinne erkannt wird. Die Ausstattung des Buches, das in der bekannten Buchdruckerei Hesse & Becker in Leipzig sorgsamste Drucklegung fand, ist vornehm und außerordentlich gelungen. Der Preis des Buches ist im Verhältnis zur Darbietung äußerst mäßig. Dieses selten schöne, gute Werk kann nur bestens empfohlen werden.

Gleichklang-Rätsel.

Ein Neutrüm aus Breitem, schließt abends man spät,
Damit uns kein Fremdling belästigt;
Als Masculinum hats nur ein Brett,
Doch das ist solide bestatigt.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Leiterrätsels in voriger Nummer:

C	S
H	A
R	L
I	E
S	C
T	H
O	L
P	O
H	S
	T
	I
	T
	U
	S
	P
	P
	P
	R